

## Eine Vierfüßschale der Linearbandkeramik aus Opfingen, Freiburg

Bei den Ausgrabungen, die im Herbst 1982 im Gewinn „Bodenlai“ in Opfingen, Gem. Freiburg, durchgeführt wurden, kamen im Bereich der schon seit 1927 bekannten und teilweise untersuchten bandkeramischen Siedlung erneut Gruben zutage. Vom gleichen Areal liegen auch Fundkomplexe anderer Kulturen, so auch der Urnenfelderkultur vor, doch scheint der Fund, der hier vorgestellt werden soll, eindeutig der Bandkeramik anzugehören.

In einer etwa drei Meter langen länglichen Grube, die wegen der im Tuniberg offenbar starken Erosion jetzt nur noch bis höchstens 80 cm unter die heutige Oberfläche reichte, fanden sich Reste von drei bis vier verzierten Gefäßen (Abb. 2), wie sie für die lokale Variante der jüngeren Bandkeramik zu beiden Seiten des südlichen Oberrheins typisch sind, dazu kommen Scherben von mindestens sechs verschiedenen Vorratsgefäßen mit Knubben und Ösen zum Aufhängen. Das ist ein ganz charakteristisches Inventar, wie es sich in Abfallgruben der Bandkeramik findet. Ergänzt wird es durch Bruchstücke von Mahlsteinen sowie ungewöhnlich viele Knochen eines großen Tieres, vermutlich vom Rind. Alles in allem macht die Grube den Eindruck der gewöhnlichen Siedlungsgruben der Bandkeramik, wie sie entstanden, wenn man Lehm für den Verputz der Hauswände gewinnen wollte. Ungewöhnlich ist die Richtung der Grube, die von SW nach NO verläuft. Doch es mag hier in der Mulde des Tunibergs die Siedlung nach etwas anderen Gesichtspunkten angelegt worden sein als anderswo, wo eine Nordwestausrichtung der Häuser und damit der sie begleitenden Gruben üblich ist.

Unter den ganz „alltäglichen“ Funden lag ein besonderes Stück. Es handelt sich um ein großes Fragment einer vierfüßigen Schale, das sich zum ganzen Gefäß ergänzen ließ (Abb. 1). Es besteht aus grau gebranntem, wenig gemagertem Ton und fügt sich auch von seiner Zusammensetzung und Machart her ganz der sogenannten Grobware der Bandkeramik ein. Auf vier etwa senkrecht stehenden relativ kurzen und plumpen Füßen ist eine fast waagerechte runde Platte aufgesetzt, die nur ganz schwach zur Mitte hin eingetieft ist. Man ist im Zweifel, ob eine extrem flache Schale oder eine waagerechte Platte angestrebt war, so daß man eigentlich gar nicht von „Gefäß“ sprechen sollte.

Vierfüßige Gefäße sind in der Bandkeramik belegt, aber extrem selten. Es gibt unverzierte Töpfe („Kümpfe“) mit vier unten umgebogenen Füßen, eine geradwandige verzierte Schale, gerade genug um das Vorhandensein zu belegen, viel zu wenige, als daß man sie für kulturtypisch erklären könnte. Ein genaues Vergleichsstück zum vorliegenden Fund ist mir nicht bekannt. Aus Baden gibt es eine Scherbe mit einem vergleichbaren Füßchen von Mannheim-Vogelstang, die aber eher zu einem richtigen Füßchengefäß zu ergänzen wäre. So stellt unser Fund eine Erweiterung des Bestandes an seltenen Formen innerhalb der Bandkeramik dar.

Gerade solche seltenen Formen reizen zu der Frage nach ihrer Bedeutung im Kulturzusammenhang. Diese muß in jedem Fall eine besondere gewesen sein, da sie nicht zum Alltäglichen gehörte, das durch die regelhaft vorkommenden häufigen Kulturmerkmale bestimmt wird. Die Besonderheit eines solchen Stückes kann u. a. darin liegen, daß es aus einer anderen Kultur importiert oder einem dort üblichen Objekt nachgeahmt ist; sie kann aber auch darin liegen, daß Gegenstände innerhalb der Kultur nicht dem Alltäglichen zugeordnet, sondern auf seltene Verrichtungen bezogen waren, wie sie in jeder Gesellschaft im Zusammenhang mit Festen, Zeremonien, Kult begegnen. Wir sind daher als Archäologen geneigt, bei solchen „besonderen“ Stücken ganz allgemein an den Bereich des „Kultes“ zu denken, allein aus der Konfrontation zum Alltäglichen, Gewöhnlichen.

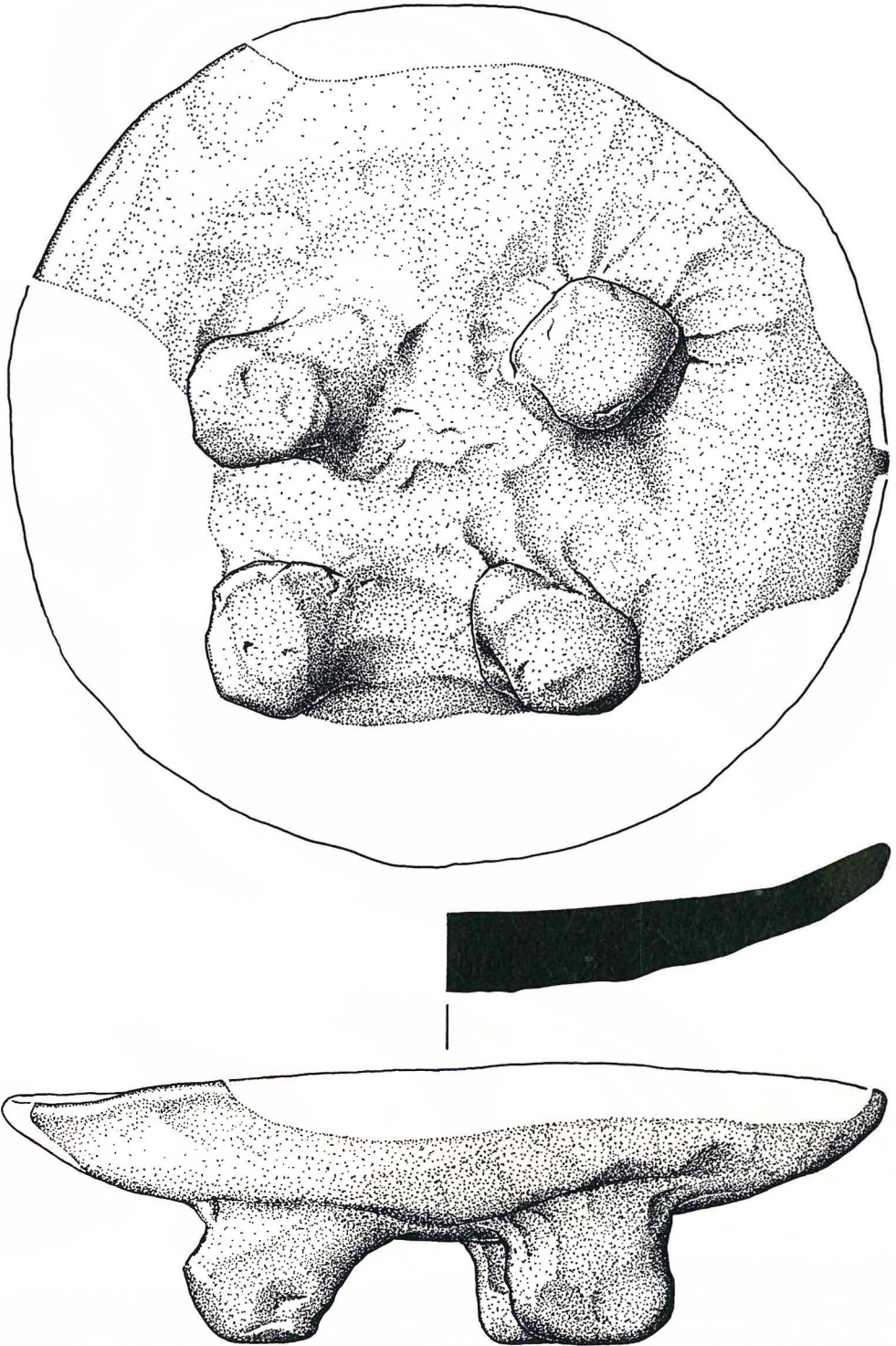


Abb. 1: Opfingen, Stadt Freiburg, bandkeramische Siedlung im Gewann „Bodenlai“. Vierfüßschale. M: 2:3.

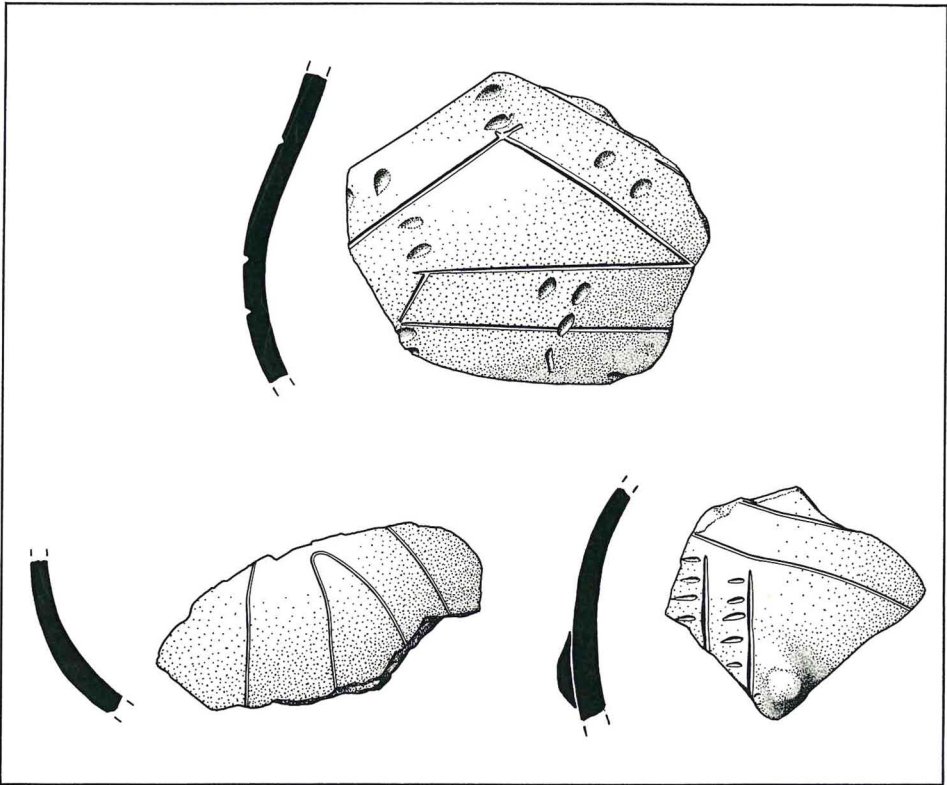


Abb. 2: Opfingen, Stadt Freiburg, bandkeramische Siedlung im Gewann „Bodenlai“. Verzierte Scherben aus der gleichen Grube (82/5) wie die Vierfüßschale. M: 1:2.

Mit der Möglichkeit des Importes oder der Imitation sieht es in der Zeit der Bandkeramik, um 4000 v. Chr., nicht sehr günstig aus. Im ganzen Westen scheint es, als seien die bandkeramischen Bauern noch von nichtseßhaften Jägern und Sammlern umgeben gewesen. Allein im Südosten und Osten könnten wir auf die Suche gehen, um herauszufinden, woher ein solches Stück entlehnt sein könnte. Das würde uns hier zu weit führen. Es genüge die Feststellung, daß es nirgends früher oder gleichzeitig eine Kultur gibt, in der Vierfüßchengefäße zum Alltäglichen gehörten. Wo sie auftreten, sind sie selten und etwas Besonderes. Im alltäglichen Bereich würde man in dieser Zeit auch eher erwarten, daß dreifüßige Gefäße entwickelt würden. Sie allein haben einen wirklich sicheren Stand, wenn man sie etwa zum Kochen ins Feuer stellen wollte, aber eben dreifüßige Kochgefäße gibt es in dieser Zeit noch nicht.

Was wollte man also mit einer vierfüßigen Platte? Für uns moderne Menschen entsteht beim Betrachten des Stückes sogleich die Gedankenverbindung „Tisch“: Aber dürfen wir einen solchen Vergleich überhaupt wagen? Die Antwort sollte wohl eher Nein sein. Denn es gab wohl kaum Holztische in den Großhäusern der Bandkeramik. Zwar gab es Hochleistungen der Holzbearbeitung, wie die Häuser zeigen, aber eben nur in großem Stil, wo nur Rundholz und Spaltholz gefragt war. Zur Tischplatte brauchte man aber Bretter, die zwar auch aus Stammholz mit der (Stein!) Axt herstellbar gewesen wären, jedoch nur mit erheblichem Zeit- und Materialaufwand.

Selbst wenn man also in der Zeit der Bandkeramik Tische hätte herstellen können, deren verkleinerte Abbildung in Ton unser Stück dann sein könnte, so gibt es doch ein Indiz dafür, daß man Tische wohl nicht hatte. Alle Gefäße haben einen runden oder nur wenig abgeflachten

Boden. Sie sind – wie die Vorratsgefäße – zum Aufhängen, oder aber zum Aufstellen auf unebenem Boden, im Sand, auf einer unregelmäßigen Lehmtenne u. ä. geeignet. Auf einer Tischplatte würden sie umkippen, zumindest sehr wackeln.

Die Ungunst der Erhaltung bringt es mit sich, daß wir – wie auch hier in Opfingen – in kaum einer bandkeramischen Siedlung die alte Erdoberfläche kennen, auf der die Bandkeramiker herumgingen und ihre Arbeit verrichteten. Wir haben daher von der Inneneinrichtung der Häuser nicht einmal die Feuerstellen, Herde oder gar Möbel. Wir sind, wenn wir uns ein Bild vom Alltagsleben machen wollen, auf Schlüsse angewiesen wie die aus der Form der Keramik. In ganz seltenen Fällen hilft einmal ein Befund: Bei einer Grabung in einer bandkeramischen Siedlung in Hessen (Arnsbach) fand ich 1936 einen Topf, noch stehend im Innenraum eines Hauses. Um seine Wand war ein Mahlstein so gelegt, daß die ausgehöhlte Fläche sich an die Gefäßwölbung schmiegte (Abb. 3). Hier hatte man den Eindruck, daß nach abgeschlossener Mahlarbeit Gefäß und Mahlstein dort abgestellt blieben, wo man gearbeitet hatte, auf dem unebenen Fußboden.

Was machten nun die Leute, die „am Boden“ lebten und ganz auf diese Arbeit eingestellt waren, mit Vierfüßschalen? Wie kamen sie überhaupt auf die Idee, solche Stücke mit vier Füßen zu machen? Für einen praktischen Gebrauch wären drei Füße eher zu verstehen; dies um so mehr, als die Bandkeramiker für ihre Hängegefäße schon das Prinzip kannten, daß drei Schnüre leichter eine stabile Vorrichtung ergeben als vier. Und so ist die ganze Keramik konsequent so aufgeteilt, daß drei oder sechs Knubben, aber auch drei Zierfelder angetroffen werden. Warum also nun vier Füße?



Abb. 3: Arnsbach, Hessen. Bandkeramische Siedlung. Unverziertes Gefäß und Mahlstein in einer kleinen Vertiefung im Boden eines Langhauses. Der seltene Befund kann zeigen, daß sich das Alltagsleben der „Bandkeramiker“ am Boden abspielte. Das Gefäß blieb, wie es vor rund 6000 Jahren nach getaner Arbeit abgestellt wurde, stehen. Es wurde zusammen mit den darüber gefallenen, vermodernden Trümmern nach und nach von einer etwa ein Meter starken Schwemmschicht überdeckt und dadurch erhalten.

Hier bietet sich eine Erklärung an: Man hatte für „besondere Zwecke“ in der Bandkeramik andere Gefäße entwickelt, bei denen vier Füße selbstverständlich waren: Gefäße in Tiergestalt, mehrfach Rinder. Bei ihnen wird an einem „Kumpf“, der sich von den gewöhnlichen nur durch seine ovale Form unterscheidet, an einer Seite ein Rinderkopf anmodelliert, an der Gegenseite der Schwanz; das Ganze steht auf vier Füßen, die denen unserer Platte gleichen. Ich könnte mir gut vorstellen, daß von den Tiergefäßen die vier Füße auf andere Formen übertragen wurden, daß etwa Gefäße auf vier Füßen ohne Tierkopf die gleiche Funktion erfüllten und mit dem gleichen Sinn besetzt wurden wie die Tiergefäße selbst. Beide waren ja wohl bestimmt, eine Flüssigkeit im Rahmen einer Zeremonie aufzunehmen (Milch, Blut von Tieren). Soweit läßt sich also eine Sinnübertragung noch akzeptieren. Mit unserer Platte wären wir schon einen Schritt weiter entfernt. Was ist hier hinzugekommen? Die Gefahr des reinen Spekulierens kommt hier ins Spiel. Wollte man doch so etwas wie einen Tisch? In der Tripoljekultur der Ukraine kennt man Hausmodelle und Tonplatten auf vier randlich gesetzten Füßen. Die letztgenannten haben Durchbohrungen, in die Idole in Menschengestalt gesteckt werden konnten. Sollte unsere Platte ein Idol tragen? Es gibt ja sehr stark abstrahierte menschengestaltige Idole in der Bandkeramik, aber sie alle haben keine Vorrichtung, mit der man sie in ein Loch stecken könnte. Und unser Tisch hat ja auch kein Loch, und die Platte ist zu unregelmäßig, als daß ein Idol darauf stehen könnte. Haben wir hier eine neue Form, auf der eine Opfergabe dargebracht werden sollte?

Aus Tiergefäßen, Idolen und Füßschensalen haben wir jetzt einen Bereich des „Besonderen“ in der Bandkeramik abgesteckt. Bleibt noch die Frage, wo im Leben der Bandkeramiker es seinen Platz hatte. Wichtig ist, daß alle diese Objekte aus Siedlungen stammen, sie gehören sicher nicht zum Grabkult. Da wir die Inneneinrichtung der Häuser nicht kennen, die Stücke aber alle aus Gruben neben den Häusern kommen, müssen wir darauf schließen, daß – bei ihrer Seltenheit – in einem oder nur wenigen Häusern einer Siedlung ein Platz eingerichtet war, an dem solche Stücke aufgestellt waren. Wie der Platz ausgesehen hat, wissen wir nicht. Möglicherweise hatte man aus Lehm ein erhöhtes Podest errichtet; doch bleibt das Spekulation. Gewiß hat man auch, wenn man das Haus erneuerte oder aufgab, die „Idole“ und was dazugehörte in das neue Haus mitgenommen. Wir finden daher ganz besonders wenige, da nur die unbrauchbar gewordenen offenbar den Weg in die Abfallgrube fanden.

S. Alföldy-Thomas

## Die flaschenartigen Gefäße der Rössener Kultur aus „Pfaffs Großer Grube“ in Heidelberg-Neuenheim

„Pfaffs Große Grube“ von Heidelberg-Neuenheim ist schon seit ihrer Ausgrabung im Jahre 1902 bekannt und unter dieser Bezeichnung ein Begriff für die Forschung. Publiziert wurde ihr Inhalt bisher nie vollständig, wohl aus dem gleichen Grund, der die Publikation so vieler wichtiger Befunde verhindert: Die Materialmenge war zu groß; das zu erwartende wissenschaftliche Ergebnis schien zu klein im Verhältnis zum Arbeitsaufwand. Das ist im Falle dieser Grube besonders zu bedauern, denn Siedlungsgruben des Neolithikums fallen im allgemeinen ja nicht gerade durch Fundreichtum auf. Die hier angekündigte bevorstehende Publikation ist daher sehr zu begrüßen, wird sie doch endlich erlauben, der Frage näher zu treten, was es denn bedeutet, daß eine Grube Reste von Hunderten von verzierten und unverzierten Gefäßen enthält. War das wirklich eine gewöhnliche Abfallgrube? Oder was könnte es sonst gewesen sein? Für die Untersuchung solcher Fragen wird man die Publikation abwarten müssen. Vorweg kann man andere Aspekte sehen: Je größer die Fundmenge, um so höher ist die Wahrscheinlichkeit, daß man auch seltenere Formen besser erkennen kann. Dies gilt für die hier vorgestellte Gefäßform, die nicht zum geläufigen Service der Rössener Kultur gehört.

Der Herausgeber